

I.

**Poste restante.**

---

„Herr Schmelzer, Sie schlafen ja wieder!“

Dieser gell herausgestoßene Ruf meiner Wirthin erweckte mich unangenehm aus einem schönen Morgen-  
traume, in den ich unmittelbar nach dem ersten  
Weckrufe meines unerbittlichen Cerberus wieder  
zurückverfallen war. Müde riß ich die Augen auf  
und blickte empor.

„Herr Gott, und der schöne Kaffee ist schon  
ganz kalt geworden — Herr Schmelzer!“

„Gleich, gleich Madame,“ antwortete ich mit  
Gähnen und dehnte mich so müde, wie Einer, der  
noch nicht ausgeschlafen hat. Und so ging es mir  
wirklich. Ich hatte am Abend vorher Geburtstag  
bei einem Bekannten feiern helfen, wobei bis nach  
zwei Uhr Morgens Bowle getrunken worden war.  
Jetzt war ich nicht allein müde, sondern hatte  
obenein Kopfschmerzen.

„Haben Sie denn heute Morgen keinen Dienst?“  
frug mein Quälgeist wieder.

„Freilich,“ antwortete ich, „und noch dazu Schalterdienst.“

„Und es ist in fünf Minuten sieben Uhr . . .“

„In fünf Minuten . . .“ Das Wort war gerade geeignet, um mich zu ermuntern, und wenn ich noch so tief im Schlafe gesteckt hätte. Einen Blick auf die Uhr, die mir deutlich sagte, daß die Alte diesmal nicht gelogen habe, wie sie zuweilen versuchte, um mich zum Aufstehen zu bewegen . . . und mit einem Sprunge war ich aus dem Bette und fuhr in die Kleider. Fünf Minuten — soviel Zeit brauchte ich gerade, um den Weg von meiner Wohnung nach dem Postamte zurückzulegen! Es war gar nicht möglich, noch rechtzeitig hinzukommen, und der Chef zeigte sich jetzt gerade seit einiger Zeit ausgesucht streng, weil mehrere Unregelmäßigkeiten im Dienste vorgekommen waren, und kontrollirte, wenn man es am wenigsten erwartete. Neulich hatte sich auch ein Expedient um ein paar Minuten verspätet; als er dann ankam, fand er den Chef an seiner Arbeit und mußte empfindliche Vorwürfe mit anhören. Seitdem war ein Jeder auf seiner Hut, um nichts zu versäumen.

Ich fuhr in die Uniform, daß ich selbst nicht wußte, wie mir geschah. Den erkalteten Kaffee ließ ich ganz unberührt stehen und stürzte hinaus. Dennoch schlug es bereits Sieben als ich eben auf die Straße trat. So eilig als möglich stürmte ich die Straße hinab, dem Postamte zu. Der Schweiß stand mir auf der Stirn — ich befand mich in einer trostlosen Verfassung. Sichtbar stand vor meinen Augen der geöffnete Schalter, hinter dem mich der Chef höhnisch angrinste. Endlich, athemlos erreichte ich das Postgebäude. Wichtig, da standen bereits zwei Damen harrend vor dem Schalter — doch, Gott sei Dank, dieser selbst war geschlossen. Ohne mich umzusehen rannte ich in die Expedition und schlug den Verschuß zurück . . . dann erst athmete ich auf, denn Alles war gut gegangen, meine Versäumniß unentdeckt geblieben . . . Der Chef saß gewiß noch droben beim Frühstück und ließ sich nichts davon träumen, was eben unten vorgegangen sei, und welche Summe von Angst einer seiner Untergebenen in den letzten zehn Minuten — von seinem Bette aus bis an den Schalter ausgestanden und überstanden hatte . . .

Doch mit der überwundenen Angst, dem Zeichen guter Disciplin, kehrte mir, dem wohluniformirten Post-Expeditions-Anwärter, auch der fecke Muth zurück. Bescheidenheit darf man bekanntlich nicht zu den Fehlern der Postjünglinge im Allgemeinen, auch nicht zu den meinigen im Besondern rechnen. Es fiel mir natürlich nicht ein, mich bei den Damen wegen meiner Pflichtversäumniß zu entschuldigen, sondern ich frug ganz unbefangen: „Was wünschen Sie?“

Da neigte sich ein Gesicht zu dem geöffneten Fensterchen nieder, ein Gesicht so lieb und schön, ein Gesicht, das ich so oft in seiner Jugendfrische, mit seinem reizenden Lächeln bewundert hatte, doch jetzt bleich, vergrünt, mit verschwollenen Augen. Aber dennoch reizvoll, das schönste Original einer jugendlichen mater dolorosa. Die junge Dame wohnte dem Postgebäude gerade gegenüber und ich hatte ihr schon seit einem halben Jahre meine stillen Huldigungen dargebracht. Jede freie Minute hatte ich am Fenster gestanden, um nach den ihrigen hinüberzublicken, und o, wie war ich hochbeglückt gewesen, wenn ich sie nur einen Augenblick gesehen

hatte! Hundertmal hatte ich emphatisch Schiller's Worte nachgedacht:

„Fremd war sie mir und innig doch vertraut  
Und klar auf einmal fühl' ich's in mir werden,  
Sie ist es, oder keine sonst auf Erden . . .“

Da waren vor einigen Tagen die Vorhänge ihrer Fenster plötzlich geschlossen geblieben, während nebenan die Fenster stets geöffnet standen, und gestern Morgen, als ich eben zum Dienste eilte, da hatte man eine Leiche aus dem Hause fortgetragen . . . Am offenen Fenster hatte ich meine stillgeliebte Schöne einen Augenblick lang mit thränenüberflutetem Angesicht gesehen, wie sie verzweiflungsvoll auf den blumengeschmückten Sarg herniederblickte . . . es war ihr Vater, den man begrub, und sie war eine Waise geworden . . .

Nun stand sie plötzlich vor mir am Schalter und forderte mit leise bebender Stimme ein Billet für die Post nach L.

„Nach L.?“ rief ich überrascht und erschrocken zugleich — ich kannte zufällig das weit und abgelegene Nest in ganz isolirter Gegend; „Fräulein, Sie wollen doch nicht nach L. fahren?“

Sie sah auf, groß, überrascht, befremdet. O, wenn ich mir jemals eingebildet hatte, von ihr gekannt oder gar ihr nicht gleichgültig zu sein, so wurde ich in diesem Augenblicke gründlich enttäuscht und aus meinem Himmel stillen Glücks herabgerissen . .

„Weshalb?“ frug sie kühl. „Sind die Wege sehr schlecht, oder . . .“

„Nein, ach nein,“ stammelte ich, „aber L. ist so weit, so weit abgelegen — und eine einzelne Dame . . .“

„Ich bin nicht furchtsam und finde Verwandte dort . . .“

Ich wußte nichts mehr zu sagen . . . auch drängte die Zeit, denn die Post fuhr nach wenigen Minuten ab; also schrieb ich schnell das Fahrbillet und nahm das Geld dafür in Empfang. So hatte ich nun einmal, ein einziges Mal mit ihr gesprochen. O Gott, ich hätte ja meine halbe Seligkeit darum gegeben, wenn sie mir zum Abschied einen Gruß geschenkt hätte . . . aber nein, stumm, gleichgültig wandte sie sich um und ging zum Wagen.

Da drängte sich die andere Dame an den Schalter, die vorhin absichtlich zurückgewichen war. Auch sie neigte jetzt das Gesichtchen zum Fenster nieder, ein frisches, fröhliches, fast keckes, aber wunderhohes Gesicht mit Purpurlippen, dunklen, lebensprühenden Augen und schwarzen Locken, die unter dem runden Federhütchen von einem goldenen Kamme zurückgehalten wurden.

Die offenbar lebenslustige Schöne, das sprechendste Gegenstück meiner eben entschwundenen *mater dolorosa*, reichte mir einen versiegelten Brief herein.

Ich nahm denselben in Empfang — er trug die Chiffre A. Z. Nr. 100. *Poste restante*.

Ein derartiger Briefwechsel zwischen Damen und Herren ist, wie Postbeamte am besten wissen, nichts Seltenes; ich wollte deshalb den Brief ruhig zu den anderen legen. Aber die Dame hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen.

„Ach, Herr Sekretär“ . . . sagte sie halblaut.

Ein „Anwärter“, der sich Sekretär genannt hört, wird stets so zahm wie ein Papagei, der sich gekraut fühlt, und fällt gänzlich aus der Rolle seiner natürlichen Grobheit.

„Sie wünschen, mein Fräulein?“ frug ich verbindlichst.

„Ach, mein Herr, dieser Brief — es ist ein Scherz, aber ich möchte gern wissen, ob ihn denn wirklich nur der Rechte bekommt, oder ob ihn auch ein Anderer abholen kann?“

„Ja, Fräulein,“ rief ich lachend, „ich kenne ja den Rechten nicht und würde natürlich den Brief Demjenigen ausliefern, welcher die richtige Chiffre A. Z. Nr. 100 angiebt.“

„Das ist wahr,“ sagte sie bedenklich, „Sie kennen den Rechten nicht . . .“ Plötzlich flog es wie Sonnenschein über ihr Gesicht und sie frug: „Bleiben Sie heute am Schalter, mein Herr?“

„Heute den ganzen Tag.“

„Und morgen?“

„Auch morgen den ganzen Tag — erst übermorgen habe ich keinen Dienst.“

„O, dann ist es gut. Sehen Sie dieses Bild . . . Sie werden den Herrn gewiß nicht verwechseln, ihm allein bitte ich Sie, den Brief zu übergeben. Wollen Sie?“

„Gewiß, gewiß, mein Fräulein, ich werde sicher keine Verwechslung begehen.“

Sie steckte das Bild wieder ein, grüßte lächelnd und schwebte zur Thür hinaus wie eine Elfe. Ich stand wie versteinert. Gewiß würde ich den Herrn, für den der Brief bestimmt war, nicht verwechseln, denn auf dem Bilde war kein anderer zu sehen gewesen, als mein Freund Eginhard, ein junger Musiker, dessen Geburtstag wir gestern gefeiert hatten.

Der saubere Herr war allgemein als ein Weiberfeind bekannt, der jede zarte Liaison verspottete und verlachte und der über meine stille Liebe zu der schönen Madonna, die ich ihm in schwacher Stunde einmal entdeckte, unzählige Witze gerissen hatte. Dieser saubere Patron stand also jetzt in einem geheimnißvollen Briefwechsel mit einer Dame, der durch meine Hand ging! Das war eine köstliche Entdeckung und eine vortreffliche Gelegenheit, ihm alle seine schlechten Witze mit Zinsen wieder heimzuzahlen. Ich traf ihn alle Tage bei Tische und hatte schon längst eine Veränderung, launenhaftes Wesen und schlechten Appetit an ihm bemerkt, was

ich aber auf die Künstlerchaft im Allgemeinen geschlagen hatte, ohne bei diesem großmäuligen Ritter vom Hagestolzorden an eine stille Herzensgeschichte nur zu denken, deren man ja sonst bei derartigen Symptomen sogleich beschuldigt zu werden pflegt und selbst Andere beschuldigt.

Allmählig wurde jetzt das Geschäft am Schalter lebhafter, so daß ich bis Mittag nur noch dann und wann eine flüchtige Minute gewann, um einen Blick zu den Fenstern meines vis-à-vis hinüberzusehen und mit heimlichem Seufzen die geschlossenen Vorhänge zu betrachten.

Als ich Mittags in unser Gasthaus kam, fand ich Eginhard schon da. Den Arm aufgestützt und den Kopf in die Hand gelegt, so saß er am Tische und blickte schwermüthig, gedankenvoll vor sich nieder. Es störte ihn nicht, daß man rings um ihn her mit Tellern und Löffeln klapperte, auch mich bemerkte er nicht zeitiger, als bis ich ihm die Hand auf die Schulter legte und kräftig sagte: „Guten Morgen, Eginhard, — nun, so übel bekommen?“

„Ach nein,“ antwortete er und nahm sich sichtlich

zusammen, „mir ist sonst ganz wohl, mir ist nur so, wie mir bis jetzt stets gewesen ist.“

„Dummes Zeug — Larifari, Künstlerlaunen — laß uns essen. Ich wollte zu dieser Migräne noch gar nichts sagen, wenn Du verliebt wärest . . .“

Er blickte mit den braunen Augen schnell und hastig einen Moment auf, schüttelte die braunen Mähnen zurück und sagte: „Du hast Recht, laß uns essen.“

Die Suppe kam und wurde verzehrt, aber schon beim zweiten Gerichte legte Eginhard Messer und Gabel nieder und sagte gereizt: „Ach, ich habe einmal keinen Appetit!“

Ich zuckte die Achseln und aß zu Ende. Er saß wieder da, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte vor sich hin, wie ein Spieler, der seinen letzten Thaler verloren hat.

„Eginhard,“ sagte ich, nachdem ich abgespeist und mir eine Cigarre angezündet hatte, „das geht nicht mehr so mit Dir.“

„Was?“ frug er auffahrend wie aus tiefem Traume.

„Was . . . was anders, als Dein jetziges We-

fen, diese Launen, dieses Träumen, diese Appetitlosigkeit, dieses selber nicht wissen, was man will . . .“

„Ach, laß mich in Ruhe, ich wäre gerade in der Laune, auch noch Moral zu hören.“

„Keine Moral, mein Junge, aber eine gute Lehre, einen kostbaren Rath . . .“

„Nun, und der wäre?“

„Du mußt heirathen.“

„Die alte Leier!“ sagte er kurz, aber ich merkte recht wohl, daß das verächtliche Achselzucken, welches er sich für diese Gelegenheit angewöhnt hatte, nicht ganz ungezwungen war.

„Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen,“ sagte ich kurz, zuckte ebenfalls mit den Achseln und spielte mit einem Briefe, den ich schon längere Zeit in der Hand hielt.

„Was hast Du denn da für einen Brief?“ frug er nach einer Weile.

„Ach,“ erwiderte ich gleichgültig, „einen post restante-Brief, der für einen Herrn aus meiner Bekanntschaft bestimmt ist.“

„Für wen denn?“

„Ja, das weiß ich eben noch nicht, — das soll ich erst ermitteln.“

„Welche Chiffre hat der Brief?“

„Kann Dich ja nicht interessiren.“

„Weßhalb denn nicht, mich wie jeden Andern?“

„Nein. Der Brief ist von einer jungen Dame.“

„Von einer Dame! Wie ist die Chiffre?“

„Nun, Du erwartest doch keinen Brief von einer Dame? . . .“

„Weßhalb nicht — woher weißt Du das so genau?“

„Nun, nun, ich sollte denken, wer Dich und Deine Grundsätze kennt . . . aber die Chiffre ist N. Z. Nr. 100, wenn Du es denn durchaus wissen willst.“

„Der Brief ist für mich, ja, ja, er ist für mich . . .“

Er griff nach dem Briefe, doch hielt ich ihn zurück.

„Oho, Eginhard, nur keine schlechten Witze! Der Brief wurde mir anvertraut.“

„Für mich, gewiß für mich. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, der Brief ist an mich gerichtet.“

„Nun dann lies ihn nur,“ sagte ich lächelnd und gab ihm das Schreiben.

Seine Hände zitterten, als er das Couvert aufriß; wie die Augen leuchteten, als er das Blatt entfaltete und wie es dann dunkelglühend über sein Gesicht flog . . .

In dem Briefe stand nichts als das eine Wort: „Spitzbube!“

„Ach, was ist das!“ fuhr er auf.

„Steht es nicht drin?“ frug ich unbefangen.

„Spitzbube!“ schrie er wild.

„Spitzbube, Du!“ rief ich zurück.

„Das ist ein nichtswürdiger Witz von Dir!“

„Um kein Haar nichtswürdiger, als Deine Hinterlist! Eine gerechte Strafe für den offenen Weiberfeind und heimlichen Damen-Korrespondenten.“

„Aber was ist es nun mit dem Briefe — wo ist der echte Brief?“

„Drunten in der Postexpedition.“

„So laß uns eilen und ihn holen.“

„Um zwei Uhr wird der Schalter geöffnet.“

„Du bist ein Teufel — einen Menschen so zu foltern.“

„Höre, Eginhard, sei vernünftig. Ich brauche Dir den Brief, dessen Chiffre Du zufällig erfahren hast, gar nicht auszuliefern, bevor Du Dich nicht als rechtmäßigen Empfänger vollständig legitimirst — und das dürfte Dir nicht so leicht werden. Aber ich will ihn Dir ausliefern, wenn Du vernünftig bist und sofort bekennst, wie diese ganze Geschichte zusammenhängt. Wir haben gerade noch eine Viertelstunde Zeit — fasse Dich kurz, daß sie genüge.“

Er machte gute Miene zum schlechten Spiel und sagte: „Nun, wenn es denn sein muß, Du Quälgeist, so höre zu, die Geschichte ist mit wenigen Worten erzählt.“

„Aber keine Schwindelei!“

„Die reinste Wahrheit, Du wirst es sogleich selbst sehen. Du erinnerst Dich, daß ich und einige Kollegen uns den Scherz machten, ein Heirathsgesuch in das Tageblatt rücken zu lassen, um interessante Briefe und womöglich Photographien von Damen zu erlangen. Der Scherz gelang vollkommen und wir haben viel darüber gelacht. Mir ist es anvertraut gewesen, die Briefe von der Post

abzuholen, aber ich hatte dabei einen davon unterschlagen, der eine glänzende und allerliebste Philippika gegen das unsittliche Geschäft der Heirathsgesuche enthielt und erklärte, daß solche Männer nur immer schlechte Begriffe von den Frauen bekommen haben müßten, weil doch kein edles weibliches Wesen auf solche öffentliche Anpreisung einer Person eingehen und sich selbst dagegen anpreisen würde. Wie gesagt, der Brief gefiel mir so außerordentlich, daß ich ihn unterschlug und beantwortete. So entspann sich ein Briefwechsel, der mich seit ein paar Wochen ganz und gar beschäftigt und in Anspruch nimmt. Wir lernten uns näher kennen, ich lernte das Mädchen aus seinen Briefen lieben — und der heutige Brief soll mir nun die Gewißheit bringen, wie sie über mich denkt, und ob sie mir eine persönliche Zusammenkunft gewähren will. O, ich habe ja noch keine Ahnung davon, wer sie ist und wie sie aussieht, aber dennoch liebe ich sie zum Rasendwerden . . . sie muß ja ein Engel sein."

„Nun," sagte ich, „ich bin in der Lage, Dir dieses so ungefähr bestätigen zu können. Sie ist nicht schön wie ein Engel, sondern wie ein frisches

fröhliches Elfenkind. Doch jetzt komm', jetzt sollst Du Deinen Brief haben, denn ich freue mich, Dich auf so vernünftigen Schleichwegen ertappt zu haben."

„Du hast sie gesehen?“ frug er ganz verklärt.  
„O Du Beneidenswerther!“

„Ja,“ sagte ich, „ich habe sie gesehn, und wenn ich mich auf glückliche Gesichter verstehe, so weiß ich auch bereits, was in dem Briefe steht . . .“

Eginhard rannte, als ob er Flügel hätte, so daß ich zwar wieder athemlos, doch nicht zu spät in der Expedition ankam.

„Komm' doch mit herein,“ sagte ich, als er Miene machte, im Hausflur stehen zu bleiben.

„Ach nein, Du weißt, das thue ich nicht gern; Dein Chef könnte kommen und der sieht nicht gern einen Fremden in der Expedition.“

Er hatte Recht, und wegen der gegenwärtig strengen Kontrolle war es mir auch so lieber. Ich öffnete den Schalter und gab Eginhard den Brief.

„So,“ sagte ich, „nun lies und dann bekenne, was Deine Holde schreibt.“

Aber diesesmal hatte ich die Rechnung ohne den Wirth gemacht und fiel aus meiner seitherigen

Ueberlegenheit ganz erbärmlich in die Rolle des Düpirten.

Eginhard, seinen kostbaren Brief in der Hand, machte mir lächelnd eine spöttische Verbeugung und verschwand behend durch die Thür nach der Straße hinaus.

„Spitzbube!“ schrie ich zürnend hinterher, aber ganz vergeblich, denn da ich nicht zum Fenster hinauspringen konnte, so mußte ich ihn ruhig laufen lassen und mit langer Nase als geprellter Vertrauter hinterhersehen.

Ich nahm mir vor, ihm am andern Mittag seiner Hinterlist und seines Undanks wegen gehörig den Text zu lesen, kam jedoch nicht dazu, weil er gar nicht zu Tische kam und auch keine Nachricht sandte. Acht Tage lang blieb sein Platz Mittags leer, und selbst unser Speisewirth wußte nicht, was er von dem sonst so pünktlichen Kunden denken sollte. Ich ging in Eginhard's Wohnung, aber er war nicht zu Hause und seine Wirthsleute wußten nicht, wo er zu finden sei; ich ging aus einem Lokale, das er zu besuchen pflegte, in das andere, aber ich fand ihn nirgends, und nirgends wußte

man etwas Weiteres von ihm, als daß er seit Tagen nicht gesehen worden war.

So konnte ich mir selbst nicht helfen, sondern mußte die Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung ruhig abwarten. Ich hatte auch gerade straffen Dienst, so daß ich weder über eigene, noch über fremde Herzensangelegenheiten viel nachzugrübeln Zeit behielt — bis endlich ein Sonntag kam, der für mich zugleich ein freier Tag war. Als ich Nachmittags beim schönen Sonnenschein in den Parkanlagen promenirte, wo Hunderte von Spaziergängern die frische Luft genossen und die neuen Toiletten präsentirten, da begegnete ich plötzlich meinem Eginhard in elegantester Haltung, die mir wohlbekannte junge Dame vom Schalter am Arme, und gefolgt von einem stattlichen älteren Ehepaare.

Eginhard lächelte mir glücklich zu, sobald er mich erblickte, und blieb stehen.

„Mein Freund, Herr Schmelzer . . .“ sagte er mich vorstellend, „meine Braut und meine Schwiegereltern.“

Ich freute mich und brachte nach allen Seiten meinen Glückwunsch an.

„Wir kennen uns schon, Herr Sekretär,“ sagte die Braut und lächelte mir wieder so hold wie damals am Schalter zu.

„O ja,“ stammelte ich verwirrt, daß sie selbst jener Scene Erwähnung that, „ich habe schon die Ehre gehabt . . .“

„Wir machten unsere Bekanntschaft auch durch poste restante, wie wir, Eginhard.“

„Aber er ist restante geblieben,“ spottete Dieser.

„Das weiß Gott,“ seufzte ich und dachte, während das Pärchen weiter schwebte in Glück und Sonnenschein, an mein verschwundenes vis-à-vis dessen Fenster noch immer dicht verhängt waren — wie mit Leichentüchern meiner Hoffnung.

---